

Stapfers Dorfschule von 1799

Als Minister der Helvetischen Republik träumte Albert Stapfer um 1800 von einer zentralstaatlichen Bildungsreform. Um sich ein Bild über den Zustand des niederen Schulwesens zu machen, liess er Umfragebögen an alle Schulen des Landes verteilen. Die überraschenden Antworten sind nun im Internet veröffentlicht – dank einer soeben abgeschlossenen digitalen Berner Edition.

Von Eno Nipp

Versuchen wir uns den Schweizer Schulalltag vor über 200 Jahren vorzustellen, denken wir unwillkürlich an das Gemälde «Die Dorfschule von 1848» von Albert Anker aus dem Jahr 1896. Darauf zu sehen ist ein Raum voller Knaben und Mädchen unterschiedlichen Alters sowie der Lehrmeister. In der Hand hält er einen langen Stock: Jederzeit bereit, um damit eine Tracht Prügel auszuteilen. Eine Vorstellung, die sich bis heute hält. Umso mehr überraschen die pädagogischen Gedanken des Lehrers Jacob Steinmüller, der um 1800 an der reformierten Schule Glarus unterrichtete:

«Zum Beschluß, merke ich auch noch an, wie ich die Fehler meiner Zöglinge bestraffe, und Sie in diesem Fach behandle. Stecken und Rute (welch letztere mir unerträglich wäre) habe noch immer aus meiner Schule verbannen. Ich pflege meine Kinder theils durch Liebe zugewinnen theils durch Ehrbegierde zum Rechthun anzufachen. Muß gestraft seyn; so stelle ich die strafbaren vor mich her, und beschäme sie, daß sie nun vor allen anderen Kinderen als Ungehorsame, hier ausgezeichnet stehen müßen. [...] Und auf diese Weise habe noch immer mehr erzwackt, als wann derbe Schläge ausgeheilet hätte.»

Zu verdanken haben wir diese Zeilen einer Schulumfrage aus der Zeit der Helvetischen Republik im Jahre 1799. Verfasst wurde sie vom Philipp Albert Stapfer (1766 bis 1840), dem damaligen Minister für Wissenschaften, Künste, Gebäude und Strassen. Die Umfrage wollte den Zustand des sogenannten niederen Schulwesens erfassen. Zudem diente sie Stapfer als Grundlage für sein kühnes Reformprojekt zur Vereinheitlichung des Schweizer Bildungssystems.

Ein Vorhaben, das zum Scheitern verurteilt war: Nur vier Jahre nach ihrer Ausrufung wurde die Helvetische Republik 1803 von Napoleon aufgelöst. Und Stapfer selbst liess sich bereits im Jahr 1800 vom Dienst beurlauben. Denn weder von den Kirchen noch von der Politik erhielt Stapfer genügend Unterstützung für seine Reformpläne. Gemeinsam mit Frau und Kindern

zog es ihn nach Frankreich, wo er sich bis zu seinem Tod in der französischen Erweckungsbewegung, dem sogenannten Réveil, engagierte. Die von Genf aus hervorgegangene protestantische Bewegung stellte die Bekehrung des Einzelnen als aktive Hinwendung zum Glauben und die ethische Lebensweise nach dem Evangelium ins Zentrum.

Ein ungeschliffener Diamant

«Die Stapfer-Enquête war ein ungeschliffener Diamant, der nur darauf gewartet hatte, gehoben und bearbeitet zu werden», sagt Heinrich Richard Schmidt, assoziierter Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts am Historischen Institut der Universität Bern. Er leitet und betreut seit 2009 – gemeinsam mit Kollegen der Universitäten Bern, Zürich und Luxemburg – das Editions-Projekt zur Stapfer-Enquête von 1799. «Die Umfrage ermöglicht es uns erstmals, bestimmte Aspekte der Schweizer Kulturgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts über Schweizer Kantons- und Konfessionsgrenzen hinweg miteinander zu vergleichen», so Schmidt. Dazu kommt: Für einmal sind es nicht höhere Beamte, die zu Wort kommen, sondern die Lehrer selbst. «Das sind alles Stimmen von einfachen Leuten, die sonst im Rauschen der Geschichte untergehen», ergänzt Marcel Rothen, Editions-Mitarbeiter und Doktorand. Wie viele andere begann er bereits während des Studiums als Transkribent. Über Jahre hinweg beschäftigte das Projekt jeweils rund zehn Studierende der Geschichte für die Aufbereitung der handschriftlichen Quellen sowie eine Reihe weiterer Personen in unterschiedlichen Funktionen.

«Dank der Edition bringen wir Licht in eine Zeit, die bisher im Dunkeln lag», sagt Rothen. Bisher sei man von einem extrem niedrigen Bildungsniveau im 18. Jahrhundert ausgegangen. Das damalige Schulsystem wurde als eine Art Indoktrinationsanstalt der Obrigkeit und der Kirche angesehen. Geführt von unfähigen Lehrern, bei

denen die Schüler im besten Fall den Katechismus auswendig gelernt hätten.

Der Ursprung dieser Vorurteile sei schon in der Aufklärung und dann wieder im späten 19. Jahrhundert zu suchen. «In der spätliberalen Vorstellung ist die erfolgreiche Volksbildung eine Erfindung der modernen Schweiz von 1848», sagt Rothen. Die Zeit davor sei möglichst düster beschrieben worden, um die eigenen Leistungen umso heller erstrahlen zu lassen. Nicht selten hätten diese Vorurteile auch in den Lehrbüchern überdauert. «Als Historiker ist es unsere Aufgabe, die Annahmen früherer Forschungen zu hinterfragen und Vorurteile aus der Welt zu schaffen.»

«Interessanterweise war Stapfer selbst Opfer gewisser Vorurteile», sagt Schmidt. Als Minister der Helvetischen Republik habe Stapfer in erster Linie nach technischen Details gefragt: Entfernung zu anderen Schulen, Besoldung der Lehrer, Absenzen der Kinder oder welche Bücher eingesetzt wurden. Ob die Kinder überhaupt Lesen und Schreiben lernten, scheint ihn nicht interessiert zu haben. «Sehr wahrscheinlich ging er von einer geringen Erfolgsquote aus», sagt Schmidt.

Zwischen Realität und Utopie

Anstatt sich an der Gegenwart aufzuhalten, richtete Stapfer seinen Blick lieber in die Zukunft: Hin zur Vollendung seiner Idee des ethischen Gemeinwesens. Stapfers Utopie einer besseren Welt war von der Philosophie Kants und der französischen Aufklärung ebenso geprägt wie von den religiösen Strömungen des Pietismus und der Erweckungsbewegung.

«Glücklicherweise liess Stapfer am Ende des Umfragebogens Platz für persönliche Schlussbemerkungen», sagt Rothen. «Sie geben uns zusammen mit den Antworten aus dem standardisierten Fragebogen einen facettenreichen Einblick in den Alltag der Menschen dieser Zeit.» Ein Alltag, in dem die Schulen ein fester Bestandteil waren: Die Gemeinschaft wählte den Lehrer, bestimmte im Rahmen der staatlichen Vorgaben die Lerninhalte und stellte das Schulhaus – das zugleich Wohnhaus war – zur Verfügung, und sie sorgte für die Entlohnung in Form von Geld und Naturalien. Die Einrichtung einer Schule sei deshalb nicht als Zwang von oben, sondern als Ausdruck

eines lokalen Bedürfnisses zu verstehen, betont Schmidt. Wie ein weiterer Doktorand des Projektes, Jens Montandon, herausgefunden habe, bestehe zum Beispiel ein klarer Zusammenhang zwischen wirtschaftlich wichtigen, mit Verkehrswegen erschlossenen Regionen und der Existenz guter Schreib- und Rechenschulen. «Diese Dynamik ist weitaus stärker zu gewichten als staatliche Eingriffe ins Bildungswesen», so Schmidt.

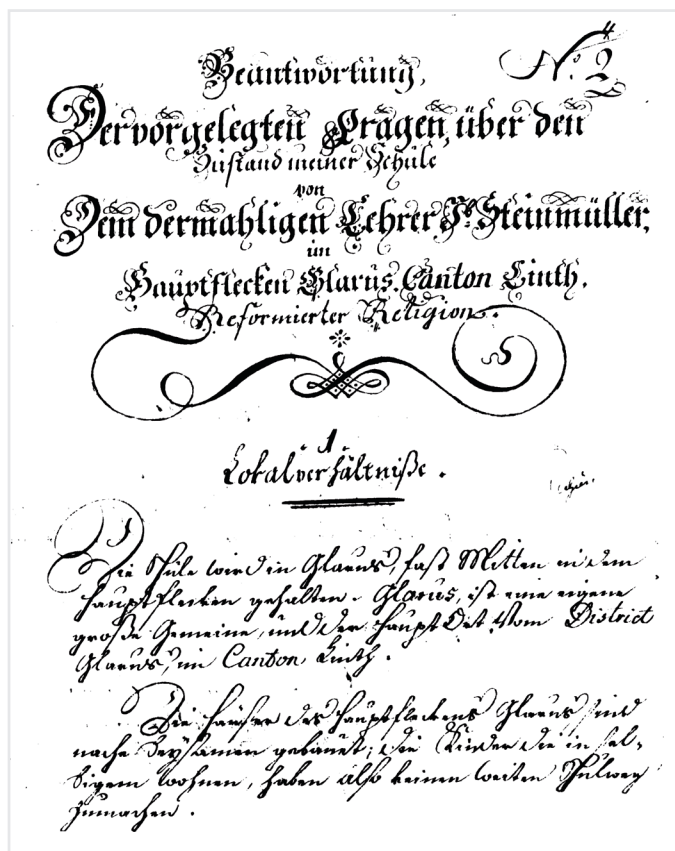
Fernab der wirtschaftlichen Zentren scheint die Nachfrage nach guter Bildung nicht immer vorhanden gewesen zu sein: Zutiefst resigniert erstattete etwa der Pfarrer T. A. Merian der Gemeinde Lauwil im heutigen Kanton Basel-Landschaft Bericht über den Zustand der lokalen Schule und ihren altersschwachen 72-jährigen Lehrmeister Johannes Rudy:

«Diese elende Auferziehung, welche die Lauwyler empfangen, äussert sich auch in ihrem, sowol häuslichen, als gesellschaftlichen Leben. Sehr viele unter ihnen [...] sind grob, ungesittet im Umgange, zänkisch und mißgünstig; in ihren Häusern sowol als an ihrem Leibe scheinen sie in der äussersten Unreinlichkeit mit den Ostiaken und Hottentotten zu wetteifern, und ihre Kinder laufen auf den Gassen, halbnackend, mit Schmutze geschminkt, wie Wilde umher; überhaupt stellt dieses unglückliche Dorf das traurige Bild der tiefsten Armuth vor, und bestätiget die schon oft gemachte Erfahrung: daß Dürftigkeit, [...] Unreinlichkeit, Barbarey und Unwissenheit einander gemeinlich zu Gefährten haben!»

Kontakt: Prof. Dr. Heinrich Richard Schmidt, assoziierter Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts, Historisches Institut, schmidt@hist.unibe.ch

Quellen und Literatur: Schmidt, H.R.; Messerli, A.; Osterwalder, F.; Tröhler, D. (Hrsg.), *Die Stapfer-Enquête. Edition der helvetischen Schulumfrage von 1799*, Bern 2015; Erstes Zitat: Nr. 559: <http://www.stapferenquete.ch/db/559>; Zweites Zitat: Nr. 2224: Lauwil, <http://www.stapferenquete.ch/db/2224>

Digitale Edition: www.stapferenquete.ch



Titelseite der 17-seitigen Antwort des Lehrers Jacob Steinmüller aus Glarus. Im Wortlaut: *Die Schule wird in Glarus, fast Mitten in dem Hauptflecken gehalten. Glarus, ist eine eigene große Gemeine, und der Haupt Ort vom District Glarus, im Canton Linth. Die Häuser des Hauptfleckens Glarus sind nahe beysamen gebauet; die Kinder die in selbigem wohnen, haben also keinen weiten Schulweg zumachen.* © www.stapferenquete.ch/db/559

Digitalisierung als Herausforderung und als Chance

Der Schweizerische Nationalfonds finanzierte das sechsjährige Editions-Projekt mit insgesamt zwei Millionen Franken. Ein grosser Betrag für ein Einzelprojekt. Doch es war ein höchst komplexes Unternehmen mit vielen Beteiligten, einigen Herausforderungen und neuen Lösungen. «Umso schöner ist es, dass es uns gelungen ist, eine nahezu perfekte Punktländung hinzubekommen», sagt Leiter Heinrich Richard Schmidt im Hinblick auf den Projektabschluss Ende 2015. Seit Juli sind die Transkriptionsarbeiten an den rund 2 500 Umfragebögen abgeschlossen. Digital aufbereitet und in eine interaktive Datenbank abgefüllt, stehen sie nun kostenlos und für alle zugänglich auf der Stapfer-Website zur Verfügung (www.stapferenquete.ch).

Zusätzlich werden alle eigenen Werke, unter anderem ein Grossteil der Dissertationen der sieben Doktorierenden, in der Reihe «Studien zur Stapfer-Enquête» publiziert und – ganz im Sinne von Open Access – kostenlos zum Download angeboten. «Da war einerseits der Reiz der neuen Medien, aber auch der Wunsch,

einen Dienst an der Öffentlichkeit zu leisten», sagt Schmidt zur Idee, die Edition als «Digital Humanities»-Projekt zu initiieren.

Digitale Daten brauchen Pflege

Neben den offenkundigen Vorteilen birgt die Digitalisierung eine Fülle an Herausforderungen: Während Bücher oder auch Mikrofilme noch nach Hunderten von Jahren entziffert werden können, sind digitale Daten nichts als codierte Information. Als solche sind sie abhängig von einem Speichermedium und dem entsprechenden Lesegerät sowie einem Betriebssystem und den dazugehörigen Programmen. Der technologische Wandel bedingt eine regelmässige Pflege der Daten.

«Für die nachhaltige Sicherung unserer Edition brauchte es einen Partner, der nicht stirbt», sagt Schmidt. Ab 2016 übernehme das Schweizerische Bundesarchiv die Pflege der Datenbank und der Website: «Ein Glücksfall für die Edition.» Als Besitzerin eines Grossteils der Originalquellen habe von Anfang an eine enge Zusammenarbeit mit dem Bundesarchiv bestanden. Das bestätige das Potenzial und den Wert dieser einmaligen Quellensammlung, so Schmidt.